

1324. 1323



39. Jahrg.

Sonntag, den 5. Oktober 1924

Nummer 40.

Nachdruck aller Originalarbeiten verboten.

Einzelnummer 10 Pf.

Abend.

Ein Dörflein schläft im Dämmerlicht
Sanft auf der Erde dunklen Schoß gebückt,
Im nahen Turm ein Glöcklein spricht
Ganz leise nur — und weltentrückt.

Es läutet ein die Abendstund
So friedbeseelt in kirchenfrommer Harmonie
Und rings in weiter, weiter Rund
Beugt Allnatur stumm ihre Knie.

Der Klang verhallt in den Weiten
Erwartungsvoll liegt nun die abend stille Flur.
Und drüber geht ein himmlisch' Schreiten
So erdenfremd — ganz leise nur.

Anton Kraus.

Und deinen Nächsten wie dich selbst. / Zum 17. Sonntag nach Pfingsten.



„1. Geht ein Herr und eine Dame, und der Herr sieht geradeaus vor sich hin, so ist es Mann und Frau. Sieht der Herr auf die Dame herab und spricht emsig mit ihr, so ist es nicht Mann und Frau. 2. Sitzt ein Herr im Theater mit einer Dame und mustert Parlett und Parterre, so ist es Mann und Frau. Sitzt er ihr halb zugewandt und steht bald auf die Bühne, bald auf sie, so ist es nicht Mann und Frau. 3. Fällt einer Dame ein Handschuh

herab und ein Dritter hat bequem Zeit, ihn aufzuheben, so ist es Mann und Frau. Bückt er sich aber wie der Blik und hebt ihn im Fluge auf, so ist es nicht Mann und Frau. 4. Führt ein Herr und eine Dame im Wagen und der Herr raucht eine Zigarre, so ist es Mann und Frau. Raucht er nicht und hält ihren Schal auf dem Schoße, so ist es nicht Mann und Frau. 5. Singt eine Dame, und ein Herr steht dabei, ohne das Notenblatt umzuwenden, so ist es Mann und Frau. Hält er aber schon viel früher das Blatt in der Hand, um es umzuwenden, so ist es nicht Mann und Frau. 6. Kommt ein Herr und eine Dame in eine Puffhandlung, und der Herr sagt ihr, man bestimme das zur Messe billiger, so ist es Mann und Frau. Spricht er hingegen: „Das ist sehr schön!“ oder „Das ist äußerst elegant!“ so ist das nicht Mann und Frau.“

Diese Bemerkung eines böswilligen Kritikers zitiert J. von Elkhim „Goldenen Anstandsbuch“. Es ist aber soviel Wahrheit in dieser Stelle, daß man sie sehr wohl zur Sonntagslesung verwenden kann. Sonderbar, daß einem diese Sache gar nicht mehr auffällt! Daß

man meint, es müsse so sein! Oder hast du, lieber Leser, schon einmal ein Gedicht gelesen oder einen Roman oder hast du ein Theaterstück gesehen oder eine Ansichtskarte, darin die e h e l i c h e L i e b e besungen oder verherrlicht wurde? Ist nicht vielmehr überall dort, wo von der Liebe die Rede ist, die Liebe von jungen Leuten gemeint oder die Liebe von Verlobten oder die Liebe von solchen, die sich gar nicht lieben sollten, oder allenfalls die Kindesliebe oder die Liebe der Barmherzigkeit gegen Arme und Kranke? Dort aber, wo es sich um Eheleute handelt — hast du bei diesen Dingen jemals etwas anderes gelesen als von ehelichen Zerwürfissen, Untreuen, häuslichem Unfrieden und ähnlichen Dingen?

Ob das die rechte Ordnung ist? Müßten nicht gerade diejenigen, die sich zu innigster Lebensgemeinschaft zusammengefunden haben, die gemeinsam zu der geheimnisvollen Quelle des Lebens hintraten und in größter Hingabe daraus schöpften, die ihre getrennten Eigenschaften in den Kindern zu wunderbarer Einheit verwoben sehen, die sich die innersten Geheimnisse ihrer Seele anvertrauen, die sich in dem Widerspiel ihrer natürlichen Verschiedenheit zu edler, erfreuender geistiger Ergänzung werden können, müßten nicht gerade sie in hingebender Liebe verbunden sein? Und wenn eine bekannte Aertlin schreibt: „Die schönsten Gedanken Gottes sind gedacht worden bei der Bestimmung zweier Geschlechter. Familie, Gattenliebe, Kindesliebe, Heimatdrang, Verwandtenneigung — sie sind begründet in der Verschiedenheit der Geschlechter; die Schönheit der Jahreszeiten mit ihren Herrlichkeiten des Blühens und Reisens, das bunte Leben der Tierwelt in seinen fesselnden Erscheinungen an Eigenart, Liebe, Melodie: es besteht nur in der Verschiedenheit des Geschlechtes“, — wo müßte diese beglückende Schönheit sich reicher entfalten können als dort, wo ein heiliges Versprechen diese Beziehungen geabelt hat?

Warum es oft anders ist? Warum es sehr oft anders ist?

Frage einen Ehemann und er wird sagen: die Frauen sind schuld daran. Die Frauen mit ihrer krankhaften Selbstüberschätzung, mit ihrer Anspruchslosigkeit, Reizbarkeit, mit ihrer Intrigue. Nicht umsonst habe Schopenhauer gesagt, daß die Frau unter allen Uebeln das größte sei. Und auch Tolstoi habe in sein Tagebuch ge-

lebten: Man sage: cherchez la femme, aber jetzt brauche man gar nicht mehr zu suchen: zu deutlich siehe es vor aller Augen, daß alles Unheil oder doch ein großer Teil davon herrühre von der Ausgelassenheit der Frau (II. Bd. S. 64). Sogar in der hl. Schrift siehe geschrieben: es sei besser, auf dem Giebel eines Daches zu sitzen, als mit einem zänkischen Weibe in einem Hause zu wohnen. (Wehnlich Sprichw. 21, 19). Ein Mann könne aber nie anders auf eine Frau einwirken, als wie es ihren Wünschen entspreche (Tolstoi Tageb. II, 3. 18). Tue man das nicht, dann habe der häusliche Friede sein Ende.

Frage eine Ehefrau und sie wird sagen: die Männer sind schuld daran. Das Leben der Frau sei, wenn man die Ausnahmen abrechne, von jeher ein Martyrium gewesen. Die ungehemmte Brutalität und rohe Herrenmanier, die sich selbst nur zum Ziele ehe und alles andere sich rücksichtslos dienstbar mache, sei immer ein Zug des Mannstums und ein trauriges Dokument der innerlichen „Kultur“ der Mannesseele gewesen (Emanuele Meyer, Vom Mädchen zur Frau, S. 78). Wenn der hl. Kirchenvater Leo der Große zu den Männern sage, sie seien nicht Herren, sondern Gemahl, ihre Frau sei nicht eine Magd, sondern eine Gattin, sie seien als Leiter über das schwache Geschlecht bestellt, nicht als Allgewaltige, so predige er eben tauben Ohren. Die sanftmütigste Frau könne unter diesen Umständen nicht in häuslichem Frieden leben.

Also wird die Rede des Mannes sein: die Frau ist schuld daran. Und die Rede der Frau: der Mann ist schuld daran. Was aber verneinst du, lieber Leser, zu dieser Sache? Mir scheint, daß hier der Dr. Magnus Joham das Richtige getroffen hat, wenn er schreibt: Wo Zwietracht herrscht, da trägt selten einer die Schuld allein.

Wer aber wollte das im einzelnen untersuchen? Wer dürfte den Männern ihre Fehler vorhalten und wer den Frauen? Man wird gut daran tun, sich auf das zu beschränken, was allgemein ist und von jeder Ehe gesagt werden kann.

Es darf denn auch tatsächlich nicht übersehen werden, daß in der Ehe selbst, in der engen Lebensgemeinschaft der Eheleute vor allem mancher Anlaß liegt, das Verhältnis hingebender Liebe zu trüben. Nirgendwo sonst im Leben wird der eine so mit den Fehlern des anderen, mit seinen Launen und Schwächen und Armseeligkeiten bekannt, wie in der Ehe. Selbst da wo der Eheschließung eine reifliche Prüfung vorausging, wo eine wohlthuende Uebereinstimmung in den fundamentalen Lebensgrundsätzen besteht, ohne daß dadurch der Reiz eines verschiedenartigen, sich glücklich ergänzenden Temperamentes beseitigt wäre, selbst dort also, wo die besten Vorbedingungen für ein zufriedenes Eheleben vorhanden zu sein scheinen, bleiben manche kleinen Unebenheiten, die durch ihre stete Wiederholung überaus lästig wirken und die Zuneigung ernstlich gefährden können.

Müssen diese Umstände, die in keiner Ehe fehlen, notwendig zu Kälte und Abneigung oder gar zu Ekel führen?

Man sollte nie vergessen, daß die Ehe unter Menschen und mehr noch die Ehe unter Christen über der Sphäre der natürlichen Intimität liegen sollte, daß sie einbezogen ist in den Kreis sittlicher Pflichten, die uns von dem auferlegt sind, den wir als den Herrn und Schöpfer jeglicher Kreatur verehren und anbeten. Sittlicher Pflichten, die uns gegeben sind nicht als dumpfer Zwang, sondern als heile Höhenwege, die uns zu persönlicher Größe und Reife führen sollen.

Läßt nicht auch in der Brust eines jeden einzelnen ein ähnlicher Zwiespalt zwischen dem wie es sein sollte und dem wie es ist? Und wissen wir nicht, daß es keinen anderen Weg gibt, zur gereiften Persönlichkeit zu werden, als Tag für Tag die Energie eines von geistigen Motiven geleiteten Willens gegen die verfluchenden Schwä-

chen einzusetzen? Wo überhaupt in aller Welt ist jemals etwas wahrhaft Schönes, etwas wahrhaft Großes, etwas wahrhaft Reines, wo ein wahrer Erfolg, wo eine beglückende Freude jemals ohne Aufopferung, ohne ernstes Ringen erreicht worden?

Sollte die Ehe allein die thulische Insel sein, darin man in geistigen Pantoffeln und moralischem Schlafrock der ungetrübten Glückseligkeit sich erfreuen könnte? Mußte nicht derjenige, der kein Bedenken trug, das Wort zu sprechen: „Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen die euch hassen“, mußte nicht derselbe weit eher noch Heroismus und Aufopferung fordern von denen, die sich in Liebe zur Lebensgemeinschaft zusammengefunden haben? Es gibt keinen anderen Weg zu einem dauernden Glück zwischen Mann und Frau, als die Auffassung des Ehestandes als einer hohen sittlichen Pflicht; die Tag für Tag neu zu lösen ist.

Es ist hier kein Ort, mit jenen Worte zu wechseln, die, um die Zahl der unglücklichen Ehen zu mindern, die Aufhebung der Ehe fordern und die „freie Liebe“ predigen. Es ist von ernsten Männern wiederholt darauf hingewiesen worden, daß solche Bestrebungen an der Grenze des Tierreichs enden müßten; es ist von anderen, die der „Poesie der freien Liebe“ ein Leben lang huldigten, mit aller Offenheit das Bekenntnis abgelegt worden, daß alle diese Beziehungen mit fundamentaler Häßlichkeit und Prosa endigten und das Gefühl kläglichster Erbärmlichkeit zurückließen.

Wohl aber verdient die Tatsache Beachtung, daß auch edle Menschen zuweilen ein Unbehagen in der Ehe und ein Sehnen über die gottgewollte Umfriedung hinaus erfassen kann; daß fremde, lebenswürdige Menschen einen gewinnenden Eindruck machen und das häusliche Leben um einen Schatten tiefer und inhaltsreicher erscheinen lassen. Liegt in diesem Sehnen nicht eine große Unerfahrenheit und Täuschung? Ist der fremde Zauber nicht im Grunde darauf zurückzuführen, daß wir mit jenen anderen weniger zusammenkommen, daß es ihnen leichter fällt, sich von ihrer besseren Seite zu zeigen und billige Schmeicheleien von sich zu geben, als jenen, mit denen wir Tag für Tag zusammenleben? Waren nicht auch die meisten von jenen, die wir heute als mürrische Männer und fiese Frauen ansehen, einmal gewinnende Bräutigame und Bräute „in weißer-blauer Seide“? Und würden wir nicht bei denen, die uns heute so gewinnend erscheinen, morgen die gleiche Enttäuschung erleben?

Ob es nicht besser ist, in stiller Selbstzucht und gütiger Nachsicht den Schutt aus dem Wege zu räumen, den der tägliche Umgang zwischen Mann und Frau langsam angehäuft hat; in zäher Ausdauer einen Weg zu bahnen zu dem Herzen, das uns versprochen und doch nicht zu eigen ist? Ob es nicht besser ist, an sich selbst die Fehler zu erforschen, die zu der ehelichen Entfremdung führten, statt dem anderen einen Vorwurf aus seinen Fehlern zu machen? Ob es nicht besser ist, die Erfüllung des göttlichen Willens, der in den Unterschied zwischen Mann und Frau hineingelegt ist, dadurch zu erfüllen, daß der Mann immer mehr danach strebt, ein Mann zu werden, und die Frau immer mehr die sie so vornehm kleidende Güte und Geduld und Verträglichkeit an sich herauszuarbeiten sucht?

Wie viele schon, die lange Jahre nebeneinander hergegangen sind, haben sich in diesem Streben doch endlich gefunden zu abgeklärter, gereifter Liebe?

Bei Gott! Wenn das Evangelium gelesen wird von der Liebe, wo es heißt: „... und deinen Nächsten wie dich selbst“, dann sollte man nicht an eine allgemeine Liebe denken, die einem Bettler fünf Pfennig gibt oder ähnliche Dinge. Da sollte die Frau wissen, daß ihr allernächster Nächster ihr Mann, und da sollte der Mann wissen, daß seine allernächste Nächste seine Ehefrau ist. W.

Die Gardinenpredigt. / Von Dr. Augustin Wibbelt*)

Den Frauen ist es verwehrt, in der Kirche Gottes zu predigen. Das lehramt hat der Herr den Männern übertragen, und Paulus sagt ausdrücklich: „Die Frau soll schweigen in der Kirche.“ Eine Predigt über lassen sich die Frauen nicht nehmen, und es wäre auch schade, denn sie gar keine Gelegenheit hätten, ihr rednerisches Talent ernsthaft zu verwenden. Und Abgeordnete kann doch nicht jede Frau werden. Was ich im Auge habe, ist die sogenannten Gardinenpredigt, die in altes Recht der Hausfrau ist und bleibt, wenn die Männer es auch vielleicht gern abschaffen möchten. In dieser Frage stehe ich ganz auf Seiten der Frau. Wenn die Gardinenpredigt in der rechten Weise praktiziert wird, kann sie sehr heilsam wirken. Darauf freilich, auf die Art und Weise nämlich, kommt alles an; das Beste wird schädlich und unheilvoll, wenn es verkehrt angewandt wird. Ich denke, christliche Frau und Mutter, es ist dir willkommen, wenn ich dir als alter Praktiker im Predigtamt einige Fingerzeige gebe; wir können ganz vertraulich darüber sprechen, denn die Männer bekommen dies Blättchen a nicht in die Finger. (War urspr. in einem Frauenblatt erschienen.)

*) Aus dem Schriftchen „Mutters Lebensweisheit“, herausgegeben von Heinr. Weich S. J., Schnell'sche Buchhandlung, Warendorf. Jede christliche Mutter sollte dieses Büchlein besitzen.

Was man unter Gardinenpredigt versteht, brauche ich dir nicht auseinanderzusetzen. Diese Kenntnis pflanzt sich unter den Frauen wie eine geheime Tradition fort, und der Ursprung geht sicher in uralte graue Vorzeiten zurück. In der Bibel finde ich keinen Anhaltspunkt für meine Ansicht, daß schon Eva dem Adam gelegentlich eine Gardinenpredigt gehalten hat; aber diese Ansicht scheint mir gewissermaßen in der weiblichen Natur begründet zu sein.

Auf einen Punkt, der wesentlich ist, muß man gleich hinweisen; er ergibt sich aus der Bezeichnung „Gardinenpredigt“. Dies Wort schon verbietet jede auch noch so beschränkte Öffentlichkeit bei dieser Predigt; sie ist ihrem Wesen nach eine Predigt unter vier Augen. Wenn das nicht beachtet wird, wenn die Frau dem Manne in Gegenwart anderer, und sei es auch nur einer, die Leviten liest, dann ist es keine Gardinenpredigt mehr. Hier liegt auch die Grenze der Berechtigung: eine Frau darf ihren Mann nicht vor anderen tadeln, vor allem nicht vor den Kindern; das ist gegen den Respekt und verbittert nur, von der üblen Einwirkung auf die Kinder gar nicht zu sprechen. Männer sollten dieselbe Rücksicht nehmen, aber wenn sie es nicht tun, so müssen die Frauen es ihnen nicht nachmachen, denn Unarten muß man niemals nachahmen. Es wird doch auch keine Frau gern in den Ruf einer leissenden Xanthippe kommen wollen. Also vor allem unter vier Augen.

Dass es nun gerade in nächtlicher Stille geschehen muß, braucht man aus dem Worte Gardinenpredigt noch nicht zu folgern, obwohl diese Zeit den Vorteil bietet, daß der Zuhörer nicht so gut fortlaufen kann. Jedenfalls darf aber die Gardinenpredigt nicht in nächtliche Ruhestörung ausarten, denn die Nachtruhe gehört zur Gesundheitspflege. Es müßte ja auch eine ungeschickte Frau sein, die sonst keine Gelegenheit erwischen könnte.

Uebrigens ist Zeit und Gelegenheit bei der Gardinenpredigt nicht ohne Bedeutung. Wenn der Mann oder die Frau erregt ist, dann ist eine Gardinenpredigt nicht angebracht. Ein erregtes ärgerliches Gemüt ist für die Wahrheit nicht empfänglich und die Verkündigung der Wahrheit leidet auch unter der Erregung. Man muß eine ruhige Hand haben, wenn man gut zielen will; man muß ein Ding erst etwas kalt werden lassen, ehe man es angreift, denn sonst verbrennt man sich die Finger.

Nun einige wichtige Regeln in aller Kürze: Nicht zu oft — nicht zu scharf — nicht zu lang! Wenn dem Manne beständig gepredigt wird, dann wird er schwerhörig; er neigt doch von Natur dazu. — Ist die Suppe zu stark gesalzen und gepfeffert, dann wird sie zurückgewiesen. In einem solchen Falle, wenn der Mann zu hart und zu spitz angefaßt wird, fühlt er sich ungerecht und lieblos behandelt und hält sich womöglich für ganz unschuldig. Erfolg gleich Null, oder vielmehr unter Null, nämlich Trübung des guten Verhältnisses. — Macht man zu viele Worte, dann verdirbt man selber den guten Eindruck, den die ersten Worte vielleicht gemacht haben. Ein kurzer Guß kann eine gesunde Duschse sein, aber wenn man lange im Plätscherregen stehen muß, erkältet man sich. Nun die Hauptregel: Die Gardinenpredigt muß aus einem guten wohlmeinenden Herzen kommen — ohne Liebe wird nichts erreicht.

Der rechte Weg.

Mein Gang ist still und leise
wie stummer Wolken Ziehen
im schmalen Fahrtrigleise,
und keiner fragt wohin.

Doch ich mich stündlich frage,
war recht des Fußes Pfad,
war unnütz Wort und Klage,
und gut des Tages Tat?

Und wenn dann ruhig-heiter
des Herzens Stimme spricht,
geh unbeirrt ich weiter
und weich vom Wege nicht.

Aloys Jaekel.

Bekannte Bürger aus dem alten Köln. / Von Aloys Jasbender sen.

4. Michael Rehfeld.



Michael Rehfeld wurde geboren zu Köln am 8. Mai 1834. Er war zuerst in der Rohrtabakbranche tätig, dann wandte er sich der Zigarrenfabrikation zu. Er heiratete 1859 Helene Heyden, aus welcher Ehe eine Tochter entsproß. Letztere ist die Gattin des bekannten Kaufmannes Joseph Breuer, des Ehrenbannherren der Kölner Narrenzunft und Verfasser des Haterliedes. Eine Tochter aus dieser Ehe, eine Entelin Rehfelds, ist mit dem Lokalhistoriker Peter Paul Trippen verheiratet. Da nun Breuer und Trippen ebenfalls geborene Kölner sind, haben wir hier eine Familie, in welcher sich Kölner Blut und mit ihm Kölner Art wohl erhalten hat. Rehfeld hat immer in seinem kleinen properen Häuschen kleine Spitzengasse Nr. 3 gewohnt, welches durch seine Wohlgepflegtheit und Sauberkeit gerade in dieser Straße jedem in die Augen fiel. Warum ich ihn in die Reihe meiner „Bekannten Bürger“ aufgenommen habe, sei im Nachstehenden dargelegt. Durch sein freundliches, stets hilfsbereites Wesen und seinen edlen Sinn war er von allen geachtet und geliebt, um so mehr, als er so recht die alte Kölner Eigenart repräsentierte. Der Schalk sah ihm immer im Nacken. Auf jedes „Döppche“ hatte er sofort ein „Dedelschen“. Tausende von Nachtränen, die er anderen entlockte, aber auch viele Tränen der Dankbarkeit hat er auf dem Gewissen. Sein kerniger, frohener Humor hat ihn nie verlassen. Sein Hauptverdienst aber ist seine 60jährige ehrenamtliche Tätigkeit als Armenpfleger. Lange Jahre war er Vorsteher des 13. Armenbezirks. Gerade in diesem Bezirke bot sich ihm reichlich Gelegenheit, in väterlicher Fürsorge und Nächstenliebe sein goldenes Kölner Herz zu zeigen. Unermüdlich war er für seine Armen besorgt, keine Zeit war ihm zu kostbar, keine Mühe zu groß, wenn er helfen konnte.

Am 12. September 1909 konnte er auf eine 50jährige Tätigkeit in der Armenpflege zurückblicken. Große Anerkennung wurde ihm von der Stadtverwaltung bezeugt. Eine eigens zu seiner Ehrung am 20. September anberaumte Stadtverordnetenversammlung fand statt und daran anschließend ein Festmahl im Stabellensaale des Gürzenich. Eine tunkstvoll ausgeführte Ehrenurkunde wurde ihm überreicht. Der damalige Oberbürgermeister Wallraf hatte es sich nicht nehmen lassen, den Jubelkreis persönlich an dessen Wohnung im Auto zu den Feierlichkeiten abzuholen. 1915 erhielt Rehfeld eine weitere Ehrenurkunde der Stadt in seiner Eigenschaft als Mitglied der Einkommensteuer-Einschätzungskommission, welcher er mehr als 40 Jahre angehört hatte.

Am 24. Oktober 1918 legte er sein Amt in der Armenpflege wegen eintretender Altersbeschwerden und eines stetig zunehmenden Gehörleidens nieder. Seine große Bekanntheit in allen Kreisen der Bürgerschaft ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß er Mitbegründer des „Blauen Montagstränzchen“ bei Klütisch an der Spitzengasse, Gründer des Katholischen Arbeitervereins Köln-Süd, Mitglied des Kirchenvorstandes von St. Jakob, auch eifriger, mit schöner Tenorstimme ausgestatteter Sangesbruder und Mitglied einer ganzen Anzahl religiöser, karitativer und geselliger Vereine war. Sein schauspielerisches Talent bewährte sich oft bei Theateraufführungen, wo er den Kölner Typ gar naturgetreu und drastisch auf den Brettern, die die Welt bedeuten, darzustellen verstand. Auch besaß er eine eiserne Willensstärke. Wegen eines Augenübels war er ein starker Priester geworden. Mit 70 Jahren fing er an, sich unapfänglich zu fühlen. Der Arzt riet ihm, das Priesteramt etwas einzuschränken. Er aber sagte: „Got, Herr

Dokter! Eovens han ich et letzte Schnüffche genommen.“ Und er hat die geliebte Dose nicht mehr in die Hand genommen.

Rehfeld starb am 6. Mai 1919. Sein Begräbnis gab Zeugnis von seiner Beliebtheit und seinen Verdiensten. Die städtischen sowie auch die Staatsbehörden erwiesen ihm auch bei dieser Gelegenheit ihre Anerkennung. Er war Inhaber des Kronenordens 3. und 4. Klasse, des Verdienstkreuzes für Kriegshilfe und des päpstlichen Ordens pro ecclesia et pontifice. Von verschiedenen Seiten ist zur Zeit angeregt worden, die kleine Spitzengasse in Michael Rehfeld-Straße umzu-taufen. Durch die Wirren der letzten Jahre scheint diese Sache aber in Vergessenheit geraten zu sein. Diese Umbenennung dürfte dadurch erleichtert erscheinen, als der Name „Spitzengasse“ ja doch in der „Großen Spitzengasse“ weiterleben würde.

Zum Schluß zur Charakterisierung des goldenen Humors Rehfelds einige Anekdoten aus seinem Leben. Eines Abends sitzt eine fröhliche Tafelrunde am Stammtisch bei Klütisch zusammen. Der als „Original“ bekannte „Kuletschot“ aus der Blindgasse war auch im Lokal. Da pakt Rehfeld der Schelm. Auf seinen Vorschlag hin mas-kiert man ein in der Ecke schlafend dastehenden Schwerbeachten naturgetreu in einem Nebenraum in den Kuletschot und bringt ihn dann der darob lamentierenden Schwester, mit welcher der echte Kuletschot zusammen wohnt, nach Hause und legt den noch immer fest schlafenden ins Bett. Den Durcheinander und den Hallo, als nun später der wirkliche Kuletschot in sein Bett kroch, kann sich wohl jeder lebhaft vorstellen.

Ein altes Mütterchen, dem Rehfeld eine gute Armenunterstützung besorgt hat, will ihm in überprüfender Dankbarkeit ein paar Groschen in die Hand drücken. „Enäh!“ sagt Rehfeld, „dat darf ich nit annehmen. Wenn dat der Oberbürgermeister gewahr wöht, dann dächt ich ming Stell verlore!“

Auf einem der damals jährlich stattfindenden Essen der Armenpfleger im Gürzenich hält der Oberbürgermeister als erster Sprecher die Begrüßungsansrede. Als Senior der Tafelrunde antwortet Rehfeld und meint: „Herr Oberbürgermeister, ich hätte eigentlich vor Ihnen sprechen müssen, denn ich bin der Mann „von der Spitz!“

Lustige Ecke.

* Eine alte Firma. „Wenn ich recht unterrichtet bin, ist Ihr Geschäft eine sehr alte Firma.“ sagte ein Besucher. — „Jawohl“, stimmte der Hauptteilhaber voll Stolz zu. „Aber woher wissen Sie das, da Sie doch hier fremd sind?“ — „Ja“, lautete die Antwort, „im letzten Jahr machte ich eine Reise durch Ägypten und kaufte in einem Orte einige interessante Karitäten, die über 4000 Jahre alt sein sollten.“ — „Nun und?“ — „Ja, denken Sie sich meine Überraschung, als ich mir die Sachen näher anlehe, finde ich Ihren Firmenstempel darauf.“

* Deutlicher Wink. Junger Mann (zu einem jungen Mädchen, das er besucht): „Werden Sie es mir glauben, mein Fräulein? Ich verstehe mich aufs Gedankenlesen.“ — Junges Mädchen: „So? Weshalb bleiben Sie dann am andern Ende des Sofas sitzen?“

* Herr Kasse will sich porträtieren lassen. Nachdem man über den Preis einig geworden ist, fragt der Künstler:

„Wünschen Sie, daß ich Sie im Frack und weißer Binde male?“

„Das ist nicht nötig“, erwidert der Mäzen leutselig, „meinetwegen können Sie ruhig denselben Kittel anbehalten.“

* Glaubwürdig. „Da wirst du aber gestern doch furchtbar erschrocken sein, als plötzlich das Nebenhaus einstürzte?“ — Ich habe davon gar nichts gehört, ich hatte gerade eine Besprechung mit meiner Frau.“

Wie eine himmelhohe steilrechte Flamme überschrie das Heulen der Sirenen das Donnergetöse der Walzenstraße. Der letzte Haß des Dampfhammers prallte von der weiten Wölbung, verrollte an den ausladenden Enden und verzitterte in den Tiefen der Fundamente. Hannpitt warf mit einem Fluche die lange Greifzange in die Erde, stürzte auf die Mineralwasserflaschen, ergriff eine mit ungezügelter Gier und trank sie, ohne abzusehen, bis auf den Grund leer. Sein nackter Oberkörper, auf dem die steinharten Muskeln von der letzten Anstrengung noch zuckten, stand in einem schmierig-rufigen Schweiß. Die Flasche kolkerte klingend über den Boden. Hannpitt wischte mit dem nackten Arm über die feuerrote Stirn, ruckte Gürtel und Hose in die Höhe und hastete mit langen schwerfälligen Schritten zum Bad. Die warme Brause und die nachfolgende mächtig verführende erfrischten seinen ermatteten Körper. Während er sich ankleidete rankten sich wieder die trüben Gedanken, die ihn schon seit Wochen zerquälten, aus dem Grunde seiner Seele, und umflogten ihn mit einem wirren Stachelgekrüpp, das ihn zu ersticken drohte.

„Bin ich noch ein Mensch?“ knirschte sein Inneres auf. Zehn Stunden ins Joch gespannt, schlimmer als ein Schinderhase. Zehn Stunden in den eisernen Pranken eines seelenlosen Riesenungeheuers. Tag für Tag: Trone, Schweiß, Staub und Ruß; Ruß, Staub, Schweiß und Trone. Wie lange noch?

Ein Galsenlachen brach bei diesem Gedanken wie ein rostiges Rasseln aus seinem Halse und erstarrte zu einer selbsthöhnenden Grimasse.

„Haha! wie lange? Bis es mich ereilt wie meinen besten Freund. Buchstäblich zu Brei hat's ihn zermalmt. Weiß der Himmel wie er unter den glühenden Blod geraten. Ein verhängnisvoller Fall — ein gräßlicher Tod. Behüte mich das Schicksal vor einem solchen grauenhaften Ende!“

Hannpitt schloß die Augen und schüttelte den Kopf, als ob er sich des furchtbaren Bildes erwehren wolle. Und weiter bohrte es hinter seiner gerunzelten Stirn:

„Und wenn es mich verschont, was harret meiner? In zehn bis zwanzig Jahren bin ich mar- und lastlos wie ein dreimal ausgekochter Knochen. Und dann? Zum Kehricht — wie der Knochen.“

Mit einem unwilligen Schwung lehnte der Grübelnde die Mühe auf das starke Strähnenhaar, vergrub die Fäuste in den weiten Hosentaschen und stapfte wütend über den Innenhof. Dem inwärtigen Türschließer brummte er einen mürrischen Gruß zu. Der sah ihm lange nach und wiegte den grauen Kopf.

Seit sein bester Freund von der glühenden Branne zerquetscht wurde, ist der Hannpitt wie verdreht.

Durch eine von Fabrikruß geschwärzte unfählich traurige von fünfstöckigen Mietskasernen eingeschlossene Straße schritt der Unzufriedene. Zerlumpte schmutzige Kinder liefen ihm, schreiend und sich balgend, vor die Füße. Widerliche Gerüche dunsteten aus geöffneten Türen. Weiber lehnten halbnackt in den Fenstern, standen auf den Bürgersteigen und klatschten. Ein Betrunkener stolperte, sich selber scheltend, daher. Den Dahinschreitenden ließen diese Bilder unberührt. Sie kamen nicht auf gegen die dunklen Gedanken, die ihn umlancerten. Ein Kraken der Kehle belästigte ihn. Er spuckte in hohem Bogen aus, mitten auf die Straße.

Gleich einer aufdringlichen Dirne prahlte am Kreuzungspunkte mehrerer Straßenzüge ein Eshaus. Gröhlen und Kreischen, Lachen und Singen, Fluchen und Wetzern scholl heraus. Ein verstimmtes Orchestergelächter maltratierte den Brautchor aus Lohengrin.

Die Flügeltür schloß sich hinter dem Eintretenden, der in einem atembere-

nehmenden Dunstwolke, gebraut aus Tabak, Wein, Bier- und Schnapsgeruch, tauchte. Er mußte mehrere Male mit einem Bierglase auf den Tisch trumphen, bis der vierschörige Wirt, der von einer schnapseligen Schar umlagert wurde, dem Verlangen des neuen Gastes nachkam.

Ein Glas nach dem anderen goß dieser hinab. Aber weder das Kraken in seiner Kehle noch die bitteren Gedanken vermochte der Alkohol zu bannen. Schwer und mühsam stützte Hannpitt das Haupt. Die Schnapseligen begannen über ihn zu wickeln und ihn mit „geistreichen Rosenamen“ zu bedecken. Doch dem Gefoppten war es heute nicht darum zu tun, die Stacheln mit derben Fäusten in die Schranken zu weisen. Er stand auf, zahlte und verließ ohne Gruß die Schenke.

„Trauerkloß!“ scholl es ihm nach und ein allgemeines Spottgelächter überholte ihn zwischen Tür und Angel.

Auf seinem Zimmer angelangt, dessen einsüßiges Fenster auf einen schachtähnlichen Hinterhof ging, fröstelte ihn. Die tahlen, von allerhand Kleden, Handabdrücken, Rissen, Nägeln und Marken verunstalteten Wände ödeten ihn an. Der ungeschuerte, von Schmutz starrende Boden löste in ihm ein Gefühl des Efels aus. Unfreundlich und ungestaltlich steigerte die schale Behausung das Mißbehagen, das ihn folterte. Er trat ans Fenster und haschte mit umflorten Blicken das biskhen Himmel, das ab und zu aus den zerfäierten Quatmwolken aufdräuender Schorne wie Paradieseschimmer hindurchleuchtete.

Da tat sich die Türe auf und die Tochter der Schlafstellenvormieterin trat auf den Ungemuten zu, legte vertraulich ihren Arm um seinen Nacken und schaute ihm begehrllich in die Augen.

Anianst und schroff zwang Hannpitt den Arm herunter.

„Nanu, bist mer böß?“ spitzte die Zudringliche den Mund.

„Paß mich!“ betonte er mit düsterer Schärfe.

„Hast'n noch net verwunden, deinen Freund?“ schmolte es mit leisem Hohn.

Er wandte ihr den Rücken und ließ das Mädchen stehen. Die Abgewiesene schlüpfte hinaus und warf ägerlich die Türe ins Schloß.

Wieder stand er am Fenster und guckte nach dem Himmelsblau.

Sein Freund, der auf so grauenhafte Weise ums Leben gekommen, hatte ihn vor Jahren vom Lande in die Stadt geschwährt, ihm das Leben daselbst in den herrlichsten Farben gemalt, geschildert, welche Freuden und Genüsse die Großstadt biete, daß er Geld in Masse verdienen könne, daß er nach der Arbeit ein freier Herr sei, dann schalten und walten könne wie es ihm beliebt, daß sich niemand um ihn kümmere, er nicht bevormundet und gegängelt werde, daß er sich richtig ausleben könne. Das machte auf den Unerfahrenen, nach Ungebundenheit Sehrenden einen bestechenden Eindruck. Und da er gerade mit der Mutter und den übrigen Geschwistern wegen Teilung des väterlichen Erbes, einer kleinen Aderwirtschaft, in Streitigkeiten lag, entschloß er sich kurzerhand, dem Rufe des Freundes zu folgen. Er hatte die Freuden, die der Freund gepriesen, gesucht, funkelndes Gold an Lohn Tagen eingeheimst, sich der Freiheit in die Arme geworfen, in Schrankenlosigkeit geschwelgt, das sauer verdiente Geld in tollen Nächten verjubelt, mit Dirnen verprakt. Nicht allzulange hatte er sich im Strudel ungezügelter Leidenschaften, die an seinem Mark wie Wüstengeier zeheten, wohl gefühlt. Es kam die Ernüchterung. Das Großstadtleben stand ihm bis zum Halse. Zwar wollte er sich oftmals ermannen, um zur Mutter zurückzukehren und das kleine Anwesen zu übernehmen.

(Fortsetzung folgt.)



Rosa mystica.

(Zum Rosenkranzmonat.)

Blumensürstin, Rose, milde,
Streu deine reinsten Düfte
Vor dem gnadenreichen Bilde
Deiner Herrin in die Lüfte!

Dich, den Stolz und Schmutz des Lenzen,
Aller Erdenblumen Krone,
Schling' ich heut' zu duft'gen Kränzen
Vor der Jungfrau goldnem Throne. —

O Maria! aller Frauen,
Aller Jungfrauen einzig Reine,
Rosa mystica! wollst schauen
Auf die Tränen, die ich weine.

Kann ich heut nicht froh dich grüßen,
Von so scharfem Dorn verwundet,
Will ich doch zu deinen Füßen
Weinen, bis mein Herz gesundet.

Bis von deinen Händen milde
Vnder Balsam niedertauet
Und dein Kind zu deinem Bilde
Fromm getröstet aufwärts schauet.

Hier schon hast du dein Erbarmen
Reichlich jeder Not erteilt.
Hast geholfen vielen Armen,
Manch gebrochenes Herz geheilt. —

Rosen, die ich hergetragen
Und zu vollem Kranz gebunden,
Wollt eurer Herrin sagen,
Wie so tief der Seele Wunden.

Luise Henzel.

Ein Hauptschwein. / Von Hermann Löns.*

Im Helmetale war der Teufel los. Die Frühkartoffeln waren ausgewühlt, die Erbsenfelder zertrampelt, die Saatkämpfe umgebrochen, die Haferfelder mit Wecheln¹⁾ durchzogen.

Von irgendwoher war ein Hauptschwein zugewechselt; überall spürte es sich. Im Helmetale gab es keine Säuen; also war es kein Wunder, daß die Aufregung groß war. Alles, was auf die Jagd ging, sah auf den Keiler an, aber alle Mühe war vergebens.

So dumm war der Basse²⁾ nicht, daß er immer in derselben Ecke blieb. Er kannte die Welt; er hatte seine Erfahrungen hinter sich, sogar mehr, als ihm lieb war. Ein Duzend Jahre war er alt, hatte manche Kugel pfeifen, Schrote genug klappern hören und auch sonst allerlei durchgemacht.

Keine drei Wochen war er alt gewesen, da hatte ihn die Fuchsbaze³⁾ beim Widel gehabt, und hätte er nicht so hell laut gefast, und wäre die Bache⁴⁾ nicht ganz in der Nähe gewesen, so war es damals aus mit ihm; aber seine Mutter rannte die Fuchsin über den Haufen und richtete sie so zu, daß sie mit knapper Not ihr Leben borg.

An dem Tage, da er seinen letzten Milchzahn verlor und zum ersten Male nach Wärmern und Wurzeln brach und vor Eiser zu weit hinter seiner Mutter zurückblieb, hatten ihn zwei Hunde halbtot geheit, und er wäre verloren gewesen, wenn die Bache nicht noch im letzten Augenblick herbeipolterte und die Köter beiseite brachte.

In seinem ersten Winter war er dreimal eingetreift gewesen, hatte mehr als eine Kugel pfeifen hören, und das eine Mal hatten ihm die Paläster⁵⁾ ganz gehörig die hintere Reute gesämmt.

Hinterher hatte er noch mehr erlebt. Daß er den rechten Hinterlauf schonte, kam daher, weil ihn dort eine Kugel gefast hatte; viel hätte nicht gefehlt, so wäre es damals mit ihm zu Ende gewesen, denn drei Hunde hatten ihn gestellt. Er stritt sie aber tapfer ab, schlug den einen zuschanden und rettete seine Schwarte.

Die sah bunt genug aus; das rechte Ejald⁶⁾ war mit Köllern⁷⁾ gepickt, die ein Bauer ihm da hineingepfeifert hatte, als er ihm die Erdäpfel umpflügte. Die linke Schulter war halb kahl, denn die hatte ihm ein Streißschuß⁸⁾ zerfetzt. Die langen Federn⁹⁾ auf dem Rücken zeigten eine breite Lücke, denn dort hatte ihn eine Kugel gefast; das hatte scheußlich weh getan, und er war erst wieder zur Besinnung gekommen, als ein Hund ihn hinten und einer vorne zerrete; beide blieben mit aufgeschlagenen Rippen am Plage.

Auch sein wehrhaftes Gewaff¹⁰⁾ hatte Schaden genommen; ein Schuß in das Gebräch¹¹⁾ hatte den rechten Haderer¹²⁾ der Schneide herab und einen Stumpf daraus gemacht. Und der Pürzel¹³⁾, sogar der hatte daran glauben müssen; er hatte einen Knid in der Mitte von einem Postenschusse.

Der eine Seher war blind; ein Hageforn hatte ihn durchschlagen, und beide Gehöre waren aufgeschliffen von Hundezähnen. Außerdem wies die Schwarte überall Schnitte auf, die er sich bei den Kämpfen in der Raufzeit¹⁴⁾ geholt hatte. Kurzum: er hatte allerlei erlebt, kannte die Welt und benahm sich dementsprechend.

Darum ließ er es erst Nacht werden, ehe er die Dichtung verließ, und er trat da aus, wo er den Wind gegen sich hatte, und auch dann erst, als er eine Viertelstunde gefast hatte. Dann aber legte er sich auch keinen Zwang auf und vergnügte sich damit, die morschen Fichtestümpfe auf dem verwachsenen Kahlischlage¹⁵⁾ kurz und klein zu brechen, denn sie sahen voll von Käfern, Puppen, Larven und Schnecken.

Darauf jagte er eine Fasanenhenne von ihrem Gelege, fraß die Eier sämtlich auf, ließ eine Menge Käsebrut und einen Junghasen hinterdreinwandern, vergaß auch nicht, das Haferstüd um und um zu pflügen, denn es sah voll von Engerlingen, nahm mit, was er an Fröschen, Blindschleichen und Vogelbrut antraf, schmeuerte sich lange und ausgiebig an einer harzigen Fichte, machte aus einem Kartoffelfelde einen Sturzader, verhunzte einen Saatkamp gänzlich und schlief um die Zeit, als der Bauer und der Förster an der Stätte seiner Untaten standen und den Jörn Gottes auf ihn herabwünschten, eine halbe Meile weiter in einem verwachsenen Erdfalle, der im tiefsten

Forste lag. Selbstverständlich wurde die Fichtendichtung, in die er sich den Tag vorher gesteckt hatte, getrieben, weil seine Fährte hinein- und herausstand, aber natürlich bekam man ihn nicht, weil er eben nicht mehr da war.

So trieb er es den ganzen Sommer über; bald war er hier, bald war er dort, aber nie da, wo man ihn suchte. Heulen und Wehklagen gab es, wo er erschien; hier waren die Frühkartoffeln ausgewühlt, dort die Mohrrüben vernichtet, da die jungen Erbsen zuschanden getrampelt, und im Getreide waren Gänge über Gänge. Aber man sah immer nur, daß er dagewesen war; wo er war, das wußte man nicht.

Einige Leute behaupteten, es wäre gar kein wildes Schwein, sondern eine Art von bösem Geist oder Gespenst, denn anders müßte man seiner doch einmal ansichtig werden; denn alle Jäger weit und breit dachten an nichts anderes, als an den Keiler und laßen die ganzen Nächte auf ihn an.

Zu Blid bekommen hatte ihn aber nur einer, und der behielt das für sich, denn als er in seinem Loch vor dem Felde saß, hatte der Basse, wie aus der Erde gewachsen, plötzlich dicht vor ihm gestanden und so schrecklich ausgesehen, daß dem Manne das Herz bis in den Kintenkopf hineinschlug und er den Keiler gründlich vorbeischoss und dann lief, was er nur laufen konnte, und dachte gar nicht daran, daß er Ruckad und Jagdglas liegen lassen hatte. Als er am anderen Morgen die Sachen holen wollte, waren sie verschwunden.

Endlich hieß es: „Wir haben ihn fest!“ Ein Mann, der vor Tau und Tag zum Arzt wollte, hatte gesehen, daß der Keiler eine mächtige Weidenpflanzung, die im Felde lag, annahm. Nun wurde alles zusammengeholt, was den Finger trumm machen konnte; man umstellte die Weiden und schied die Hunde hinein. Sie gaben Standlaut, aber als sich endlich drei Mann zu ihnen trauten, hatten sie einen Zaunigel vor.

Das gab nun ein großes Hallo, und als sie alle auf einen Haufen standen und lachten und schimpften, da plantete es in den Weiden, schnaufte es, brach es, und weg war er, der Keiler, und in den großen Weizen-schlag gewechselt. Als man den aber absprühte, stellte es sich heraus, daß er in den Roggen hinein war, und da spürte man das Roggenfeld ab und fand, daß er schon in den Viehbohnen war, und da war er auch schon wieder heraus und in das Holz hinein.

Man hielt Kriegsrat ab, beschloß, das Holz zu treiben, machte drei Triebe, aber wer sich nicht bliden ließ, das war der Basse, denn der steckte schon längst in dem großen Haferischlage.

Der Sommer ging, der Herbst kam; der Keiler war noch immer im Helmetale, aber das Helmetale war lang und breit. Da es mit Gewalt nicht ging, versuchte man es mit List, kornete ihn an, streute ihm Mais, Hafer, Rüben, Wurzel. Er nahm sie manchmal auch an, aber nur dann nicht, wenn irgendwo ein Jäger auf ihn ansah, oder wenn schon, dann erst, wenn Himmel

und Erde eins waren und man das Ende vom Gewehre nicht mehr sehen konnte.

Kinder, die Beeren pflückten, und Frauen, die Dürchholz lasen, lief er am helllichten Tage an, nur keinen Mann, der einen grünen Rod anhatte, bis auf den alten Forstmeister, der ihn am blanken Mittage aus der Sühle steigen sah und sich beinahe seinen ehrwürdigen Bart austriff, denn als er die Büchse flinte von der Schulter und den Hahn übergezogen hatte, da hatte ihn die Sau auch schon spit und ging flüchtig ab, und die Kugel traf sie ebensowenig, wie die unchristliche Redensart, die der Weichbart ihr nachrief.

Schließlich kam er einem ganz jungen Förster, aber der führte Weichblei, und der Eingänger stand halbspitz von vorne; er bekam die Kugel zwar gut Blatt, aber bei so einem alten Panzerschweine, dessen Schild hart und dick wie die Haut des Nilpferdes ist und eine fingerdicke Harztruste trägt, ist gut Blatt von vorne der schlechteste Schuß und schlecht Blatt von hinten die einzig wahre Stelle, und so schnaufte die Sau bloß, machte kurz feiert, und der Förster stand da und benahm sich wenig geziemend. (Schluß folgt.)

*) Dem bei Adol. Sponholz, Hannover, erschienenen Buch „Mummelmann“ von Hermann Löns entnommen (in Ganzleinen geb. 5,50). Die Erzählung fand gleich als Aufnahme in dem im gleichen Verlage erschienenen für die Jugend vom Jugendchriftenauschuß Hannover zusammengestellten Auswahlbändchen „Goldhals“ (mit zahlreichen Illustrationen geb. M. 1,20).



Was ich im Dorfe sah.

Die Kirche, das Pfarrhaus, den Bader, den Schmied, Die Pumpe am Marktplatz, die Enten im Ried, Die Scheunen und Häuser, die Ställe und den Mist, Die Gänse und Hühner, die Hähne in Zwist, Die Kinder im Spiele, mit struppigem Haar, Im Sessel die „Oma“, wohl hundert Jahr, Den Mann mit der Orgel, den Wagen, das Pferd, Durch's offene Fenster die Bäuerin am Herd, Den Müller, den Esel, den Stellschuh, das Kind, Die Buben am zanken, am Marktplatz die Lind, Drei Säuen, sechs Kerfel, den schlafenden Hund, Am Brunnen drei Mägde, dickwangig und rund, Den Hans und die Piesel, am Gartentor stehn Sonst hab' ich im Dorfe auch nichts mehr gesehn.

Elemens Heibach.

¹⁾ Wildwege ²⁾ Keiler ³⁾ Fuchsin ⁴⁾ Wildsau ⁵⁾ Kehposten ⁶⁾ Schulter ⁷⁾ Kehposten ⁸⁾ Borsten ⁹⁾ Hauszähne ¹⁰⁾ Maul ¹¹⁾ Hauszahn ¹²⁾ Schwanz ¹³⁾ Brunstzeit ¹⁴⁾ abgeholtzte Fläche.

Reife Schönheit. / Von Henriette Brey.

Ueber den bläulichen Himmel segeln Wandervögel. Goldklar und durchsichtig die Luft, so daß alle Fernen ganz unwirklich nahe erscheinen. Die linde Herbstsonne überglänzt verklärend die letzte bunte, totgeweihte Herbstschönheit. Es ist keine Glut mehr in der Sonne, sie braucht keine Scharlachblüten mehr zu wecken, keine edlen Früchte mehr zu schwellen, nur lächeln und wohlthun kann sie noch.

Begungslos stehen die Bäume im Sonnenschein — wie leise und geruhig atmend nach schwerem Werk. Nicht ein Zweiglein bewegt sich. Nur hin und wieder taumelt sonnenfett ein gelbes Blatt zur Erde, eine reife Frucht fällt ins Gras, eine späte Merle singt sehnsüchtig von der Südländerreise. Am Strauch hängt noch eine blasse Rose und an der Gartenmauer träumen seidene Malven ihren Königinnentraum. Georginen leuchten im Hedenwinkel, ein buntes Astenbeet möchte den weißen und rosa Blüß des Lenzes vergessen machen, möchte eine letzte Schönheit dir darbieten und halt dafür das Letzte an Farben aus der müden, gebewilligten Erde. So rührend ist die scheidende Schönheit der Natur, daß du sagen möchtest: „Liebe, treue Erde, laß es gut sein, mühe dich nicht mehr. Du hast genug getan. Du hast geblüht und Frucht getragen — ruhe nun aus.“

Still und schweigend stehen die Wälder. Nicht mehr in Jugendprangen und jungfräulichem Laub, sondern in ernster Schönheit, die in des Sommers Glut und Stürmen gereift ist. Der Wald, der sich zum Scheiden bereitet, hat sein kostbares Broatgewand angetan, darin es metallisch, kupfern und goldbraun schimmert, das durchweht ist mit Gold, Purpur und Scharlachrot.

So steht die ganze Natur in der Schönheit des Alters, der Reife, der Erfüllung. Und ist Erfüllung nicht köstlicher, wertvoller als der Blütenstaub der Verheißung?

Da steht vor meinen Augen so manches lebensgereifte, herbliche Frauenantlitz, das mich schöner anmutet als die blüthenhafte Schönheit der jungen Jahre — wie mich überhaupt immer ein Gesicht, in welches das Leben seine Schrift von Liebe und Leid geschrieben hat, stärker fesselt, als ausdrucksarme, weißfrosige, flache Puppengesichter.

Ja, wohl ist die glatte Stirne dahin, das Leuchten der Augen, der Schmelz der zarten Farben und Formen. Leise Linien weben ein

feines Netz um die Schläfen, Furchen umziehen die Mundwinkel, vielleicht tiefe Leidsfalten. Müde blicken die Augen. Und dennoch: eine verklärte, geistige Schönheit liegt über diesen alternden Zügen — diesen Zügen, die in den Stürmen und Glutten des Lebens allgemach das Kindhafte, Spielerische, Sorglose abstreifen und heranreifen zur Schönheit des echten Frauentums, der Mütterlichkeit, der Güte.

Diese Frauen haben ein reiches Frauenleben gelebt und gelitten in Opfer und Pflichterfüllung und Hingabe, haben geblüht und Frucht getragen. Nun stehen sie da in der letzten Herbstreise, welche die abgeklärte Schönheit der Seele in den Zügen ausprägt. Manche vielleicht einsam und beiseite geschoben wie der Baum, der seine Früchte hergegeben und sich ganz im Geben erschöpft hat, nun unbeachtet steht. Manche vielleicht mit einem Ueberwinderlächeln auf den Lippen oder mit dem schmerzlich ergebenen Denken: „Meine Zeit ist um, meine Kraft dahin. Ein welkes Blatt bin ich, das vor dem letzten Sturm bebt — es herbstet. . . Das Alter kommt.“

O denke das nicht! Auch die milde Herbstsonne wärmt noch und leuchtet noch. Sie kann noch schenken und die letzte Edelreise zeitigen, kann noch lächeln und anderen zum Segen sein.

Es sitzt so manch ein mühsalreiches Mütterchen oder ergrautes Jüngferlein, so manche Einsame und Frühverbrauchte im stillen Winkel und grämt sich, daß sie nichts mehr tun kann. Und weiß es selber nicht, wie sie eine stumme Predigt der Güte und Selbstlosigkeit für ihre Umgebung ist. Wie sie durch ein liebes Wort, durch gütiges Berstehen anderen hilft, vielleicht junge Füße vor Straucheln behütet und in lichtlosen Seelen ein Fünkchen entzündet.

Ja, solch edle, vom Leben gereifte Frauen haben die Schönheit der Seele, die unabhängig ist von Alter und Gesichtsbildung. Sie muten uns an wie ein wohlthuender, stiller Herbstsonnentag, der seine Früchte geborgen weiß und mit einem letzten gütigen Sonnenlächeln dahinschwindet.

„. . . Was verloren, kehrt nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück!“

Mehr Verbindlichkeit. / Plauderei von G. S.

Jede Masse bedarf eines Bindemittels, um vor Zerfall bewahrt zu werden; die riesenartige Masse der Menschen aber hat die Verbindlichkeit nötig, als jede andere, denn sie besteht nicht nur aus vergänglichen Stoffen, sondern ewige Werte sollen verbunden werden, um das göttliche Reich des Geistes immer mehr aufzubauen in dieser Welt.

Eine Masse ohne Bindemittel zerfällt in harte, trodene Stücke mit scharfen Kanten, die einander reiben und zerbröckeln.

Wenn wir heutzutage durch die Straßen gehen, so hat man oft das Gefühl, als stöken und reiben sich harte, zerbröckelte Massenteile aneinander; alles hastet, drängt, überrett den anderen. — Ellenbogenfreiheit ist die Barock! —

Dieses rücksichtslose Uebersehen des Nebenmenschen ist durchaus nicht nur in den unteren Schichten der Bevölkerung zu finden; autgeleedete Damen und Herren sind oft von einer geradezu erstaunlichen Unhöflichkeit im täglichen Verkehr. — Ist es da ein Wunder, wenn die Jugend sich puffend und stökend Bahn bricht, wenn sie ein derartig schlechtes Beispiel hat und von Eltern und Vorgesetzten so sehr selten einmal auf die notwendige gegenseitige Achtung aufmerksam gemacht wird?

In einem großen Teile unserer Jugend erwacht, Gott sei Dank, ein starker Reiz nach Verinnerlichung, ein lebhafte Drängen und Suchen nach Idealen, nach echten Werten. Der junge Mensch aber neigt dazu, über dem inneren Stürmen und Drängen die äußere Form zu vergessen, ja zu verachten als etwas Unnötiges, einen alten Topf, der als etwas Gefülltes abgebrochen werden muß. — Tene gesellschaftliche Höflichkeit mit dem maskenhaften Lächeln, das nur allzuoft giftige Gesinnung gegen den Nebenmenschen verbirgt, ist freilich wert, über Bord geworfen zu werden; sie hat aber nichts gemein mit dem inneren Leuchten eines Auges, das der Spiegel der Seele, der Ausdruck der Menschenachtung und Menschenliebe ist. Dieses innere Leuchten und Wärmen reagiert gleichsam jede Bewegung des Menschen, macht sie anmutig, hilfsbereit, schließend im Umgang mit den Mitmenschen. Er hastet und stökt nicht, gleichsam beflügelt, elastisch ist sein Schritt, nicht laut aufstretend, schonend wandert er seinen Lebensweg mitten durch die Schar seiner Mitmenschen hindurch. — Wie schön, wie ganz anders gemächlich könnte es hier auf dieser Erde sein, wenn die Menschheit mehr auf Ausrottung dieser Untugend bedacht wäre!

Wie wohlthuend wirkt der Sonnenschein auf alle sturmagbeuteten, halbverwundenen Pflanzen und Lebewesen. — Wie erlösend würde nach den elementaren Stürmen des Krieges, Umsturzes, des fürchterlichen, wirtschaftlichen Chaos der Sonnenschein warmer, natürlicher Verbindlichkeit, wahrer Menschenfreundlichkeit sein! — Endlich geht wie ein Hauch innerer Wiedergeburt durch unsere Reihen der Wille zur Ordnung. — Wir brauchen nicht mehr zu jagen nach den nötigsten Lebensmitteln, wie in den Tagen der fieberhaften Geldentwertung. Da müssen wir auch wieder Ordnung bringen in unser Inneres, unsere

Seelen pflegen und sie dann ausstrahlen lassen in natürlicher Verbindlichkeit gegen unsere Mitmenschen im Alltagsleben. Unser Denken, Reden, Handeln, unsere Arbeit, ganz gleich, welcher Art sie ist, muß leben helfen, uns selbst und anderen, helfen, alle Härten und Schwierigkeiten der Zeit ruhbar zu machen für unsere eigene höhere Bestimmung und die unseres deutschen Volkes.

Landjäger und Räuber in China.

Nachstehende Schilderung ist dem 12. Heft der „Katholischen Missionen“ entnommen, die mit dem 1. Oktober ihren neuen (53.) Jahrgang begonnen haben. Wir machen unsere Leser wiederholt auf diese hervorragende Monatschrift aufmerksam, die nicht nur über die Vorgänge in den Missionen eingehend unterrichtet, sondern eine eingehende Kenntnis von Land und Leuten aller Weltteile vermittelt. Die Bestellung hat entweder bei Förderern oder beim zuständigen Postamt zu erfolgen. Vierteljahrespreis 0.75 M.

Man kann diese sogenannten Landjäger auch Bürgerwehr, Stadtsoldaten, Nationalgarde nennen; diese Ausdrücke treffen alle das Richtige. In den größeren Orten und in den einzelnen Gemarkungen der Großgrundbesitzer unterhält man eine Art bewaffneten Selbstschutzes. Die Idee ist sicher nicht übel. Wäre diese Polizei wohl organisiert, würden die einzelnen Posten im Notfall zusammenarbeiten, wäre diese Truppe gut geführt, so wäre das sicher großartig. Aber, aber!

1. Das arme Volk muß für alles auskommen: Waffen, Munition, Befestigung der Marktsiedeln, für die großen Gehälter der prokigen Kommandeure, für die Herren Generalintendanten, die viel Geld brauchen. Also heißt es für den Bauer: „Zahle!“

2. Kommen die Räuber wirklich, schützt die Polizei den Bauer nicht. „Schau, wie du fertig wirst, lieber guter Bauer! Bezahlt hast du zwar, um von der Polizei geschützt zu werden; aber du kannst doch nicht verlangen, daß 25 brave Leute im freien Felde vor deiner elenden Bude 100 Räubern standhalten! Fürchtest du für dein Leben, so fliehe zu uns in den Schutz unserer Erbsäulen und unserer Gewehre. Wir tun gewiß, was wir können. Aber wir sind doch keine Soldaten!“ Dann wartet der arme Bauer ergeben, bis die Räuber an sein Haus kommen. Sie begnügen sich mit einer Tasse Tee, einem Kuchen aus Mais, Sorgho oder Weizen, schlafen eine Nacht unter dem gastlichen Dach des Bauern und gehen dann ihres Weges.

Kaum sind sie aus dem Gesichtskreis verschwunden, so kommen die Landjäger an: „Wo sind die Räuber, die wir suchen? Schon fort? Du hast sie beherbergt, gespeist! Sie haben dir nichts genommen? Ah, du hast schlaue gerechnet. Du erweist dich als Helfershelfer der Banditen. March, zum Gericht! Sei froh, daß man dich nicht auf der Stelle erschießt!“ Eingeschüchtert erkaufte sich der arme Mann das Leben. Die Polizei schweigt die Sache tot. Aber da der Bauer auch Schweigen muß und sich nicht beschweren kann, beraubt und bestiehlt man ihn zuguterletzt. Und dennoch muß er für nächstes Jahr seinen Beitrag zur Unterhaltung der Polizei bezahlen.



Für die Lieben Kleinen

Lieber Schutengel mein...

Von Igna Maria.

Zum Schutengelst (2. Oktober).



Im Himmel droben im großen Saal waren die Schutengel der Kinder längst versammelt, ein jeder von ihnen trug ein Buch, darin alle guten und bösen Taten ihrer Schützlinge verzeichnet standen, denn es war die Stunde, da der liebe Herrgott sich Bericht erstatten ließ, ob die kleinen Mädchen und Jungen auf der Erde auch brav und folgsam waren. Manches kam dabei zum Vorschein, was den lieben Gott und die Schutengel nicht erfreute, und die bösen Taten überwogen bei weitem die spärlichen guten.

Petrus hatte die Saaltüren geschlossen und rief nun — der Ordnung halber — die einzelnen Schutengel auf, einer fehlte, der Schutengel des kleinen Fritz Weiß. „Natürlich!“, brummte Petrus, „immer der Fritz und wieder der Fritz! Der arme Schutengel hat wahrhaftig kein beneidenswertes Amt; wenn ich einmal der Herrgott war!“

„Petrus!“, sagte gütig lächelnd der liebe Gott, der seine Gedanken kannte, „du bist doch auch Mensch gewesen, freilich, es ist schon lange her, aber du solltest doch wissen, daß die Menschen alleamt arme schwache Sänder sind, die der Milde mehr bedürfen denn der Härte — nun wollen wir beginnen.“

Fritz Weiß schlenderte zum Autohalteplatz am Bahnhof, sein älterer Bruder Ernst war nämlich Autofahrer, und so durfte Fritz an schulfreien Nachmittagen neben ihm auf dem Fahreritz durch die Straßen fahren. Gleich mußten die Reisenden, die mit dem D-Zug 2.49 Uhr eintrafen, den weiten Bahnhofplatz beleben. Ein Herr mit einer Dame im Federhut trat aus dem Eingang und schritt auf die Autoreihe zu; höflich zog Fritz die Mütze und öffnete den Wagenschlag, die Dame lächelte Fritz freundlich an. Während sie in den Wagen stieg, verhandelte der Herr mit Ernst, dann nahm auch er im Auto Platz, Fritz schloß die Tür, schwang sich auf den Sitz, Ernst kurbelte ar. und im Hui ging es die Straße hinab.

Fritz durfte huppen, das war ein für allemal ausgemacht, er tat das denn auch mit einer Jubelst, daß die Fußgänger, die den Fahrdamm überquerten, sich eilig auf die Bürgersteige retteten; Ernst lenkte den Wagen durch stillere Straßen bis hinaus in den Wald. Das war eine schöne Fahrt! Ein herrlicher klarer Frühlingshimmel lachte auf die dunkelgrünen Tannen herab. Lautlos fuhren sie dahin auf den weichen Waldwegen, bis das Auto in den Fahrweg einbog, der zum Waldhause führte.

In eleganter Schleife fuhr Ernst vor, Fritz sprang ab und riß den Schlag auf, die Gäste stiegen aus, die Dame folgte ihm. Als Fritz gerade die Tür des Autos schließen wollte, fiel sein Blick auf einen Fettel, der am Boden des Autos lag. Er hob ihn auf, es war ein Fünfmarktschein. Im ersten Augenblick wollte er dem Herrn nachsehen, ihm das Verlorene zu bringen, aber da flog auch schon der Gedanke auf: „Behalte das Geld, der Herr vermisst es gar nicht. Stede es ruhig ein!“ und wirklich, Fritz steckte das Geld ein, setzte sich neben Ernst und fuhr mit ihm denselben Weg zurück.

Seine rechte Hand ballte sich um den Geldschein. Was konnte man nicht alles für sich

Mark kaufen! Mählich meßte sich der Schutengel: „Fritz, kennst du das siebente Gebot nicht? —“ Aber Fritz wollte nichts vom siebenten Gebot wissen, zumal eine andere Stimme zu ihm sprach: „Was siebentes Gebot! Du hast es ja gar nicht gestohlen, und wenn der Herr das Geld verlor, so ist es seine Schuld!“

Es ist fremdes Gut, das du wissenschaftlich dem Eigentümer vorenthalten hast!“, hielt der Schutengel dagegen. Und wieder flüsterte die Stimme: „Das ist nur halb so schlimm, und der Herr wird den Geldschein nicht einmal vermissen, bedenke, wieviel Freude du dir mit dem Gelde bereiten kannst!“

Da rüttelte der Schutengel das Gewissen wach: „Glaubst du, daß du an Schokolade oder was du dir für das Geld kaufst, noch Freude haben wirst, wenn du — unehrlich geworden bist —?“

Fritz zog die Hand zurück, der Geldschein brannte wie Feuer, schwer dünnte ihn die Last, darinnen der Schein steckte. Ganz verzweifelt dachte er, wie er wohl das Geld zurückerstatten könne. Wenn nun der Herr wieder fortfuhr mit der Eisenbahn und er das Geld behalten mußte, nie wieder würde er froh werden, immer wieder würde der Makel an ihm haften, daß er wissenschaftlich fremdes Eigentum behalten hatte. „Lieber Gott!“, betete Fritz in seiner Herzensnot, „hilf mir nur dieses eine einzige Mal noch, ich will auch nie wieder unehrlich sein!“

„Fritz, steige aus und geh heim!“, des Bruders Stimme schredte ihn auf, „sonst wird es zu spät für dich.“ Sie waren im Mittelpunkt der Stadt angelangt. Fritz dachte in seiner Verzweiflung daran, dem Bruder alles zu gestehen, vielleicht wußte der Rat.

„Ich muß umkehren, um die Jagdgasse von vorn an die Bahn zu bringen.“ Ernst hielt das Auto an. Fritz fiel ein Stein vom Herzen, nun konnte er sein Unrecht gutmachen. „Bitte, bitte, lieber Ernst, laß mich mitfahren!“, in Fritzens Stimme lag soviel angstvolles Flehen, daß Ernst ihn erstaunt betrachtete. „Nimm mich doch mit, ich will dich auch nie wieder um etwas quälen.“

Ernst kurbelte schon wieder an. „Wenn du so gern noch einmal durch den Wald fährst, dann bleibe.“ Am liebsten hätte Fritz den guten Bruder umarmt. Wie langsam das Auto vorwärts kam! Und obwohl Ernst den Wagen mit erhöhter Geschwindigkeit laufen ließ, dünnte es Fritz, als ob sie Schneidentempo fuhren. Endlich —!! Endlich hatten sie das Waldhaus erreicht. „Ich darf es sagen!“, Fritz sprang vom Wagen, die wenigen Stufen zur Veranda nahm er im Sturm. Aufmerksam betrachtete er die Gäste, am letzten Tisch sah die Dame im Federhut mit dem Herrn. „Bitte, das Auto ist da!“

„Das ist aber sehr pünktlich!“, meinte der Herr und winkte dem Kellner. „Hier, Sie haben dieses vorhin in unserem Auto verloren!“, hastig legte Fritz den Fünfmarktschein auf den Tisch und ging mit hochrotem Kopf den Weg zurück. Gottlob, daß du den Geldschein wieder los bist, frohlockte er, während er den Schlag öffnete.

„Du bist ein braver Junge!“, lobte die Dame. Fritz lenkte beschämt den Blick. Wenn sie wüßte, daß ich das Geld behalten wollte...! Auf der Rückfahrt zum Bahnhof wurde Fritz so recht die Erbärmlichkeit seiner Handlungsweise klar; wie hätte ich nur zu Abend beten können mit dieser großen Schuld auf dem Gewissen.

Ein scharfer Ruck — das Auto hielt vor dem Bahnhof. Wieder öffnete Fritz den Schlag, ehe der Herr der Dame in die Bahnhofshalle folgte, gab er Fritz einen Fünfmarktschein:

„Hier, mein Junge, weil du ehrlich warst! Bleibe immer so.“

„Ach nein!“, wehrte Fritz erschrocken ab, „bitte nicht!“, aber der Herr verschwand schon durch die hohen Türen. „Nun mußt du gehen“, mahnt Ernst, „sonst bist du nicht rechtzeitig zu Hause, grüße Mutter.“

Gehorsam trat Fritz durch die abendlichen Straßen seinen Heimweg an. Er schämte sich ganz gehörig, der Herr hatte ihm den Geldschein geschenkt und ihn noch abendrein belobt. Und dann stellte er sich die Freude vor, die er empfunden hätte, wenn diese fünf Mark wirklich der Lohn seiner Ehrlichkeit gewesen wären. Jetzt lebte wenigstens kein Unrecht mehr daran, denn der Herr hatte ihm den Geldschein aus freien Stücken gegeben.

An der Straßenecke wäre Fritz beinahe gegen eine alte Frau angerannt, die Streichhölzer feilbot. Sie hatte schneeweißes Haar, ihre Hand, welche die Streichholzschachteln hinhalt, zitterte, und ihr Rücken war tief gebeugt unter der Last vieler vieler Jahre. So stand sie da, unbeachtet. „Kaufen Sie Streichhölzer!“, Der Lärm der verkehrsreichen Straße verschlang die dünne Greisenstimme, und die Menschen hasteten achlos an ihr vorüber. Eine Dame kaufte ihr einige Schachteln ab: „Nun, Mütterchen!“, sagte sie freundlich, „haben Sie keine Angehörigen, daß Sie in Ihrem Alter noch verkaufen müssen auf der Straße?“

„Ich bin allein in der Welt, aber ich will der Gemeinde nicht zur Last fallen, solange ich noch arbeiten kann, nun verdiene ich mir ein paar Pfennige und brauche nicht ins Armenhaus.“

Was die Dame erwiderte, hörte Fritz nicht mehr, er hatte auf der anderen Seite der Straße ein Schokoladengeschäft entdeckt, mit ein paar Sprüngen überquerte er den Fahrdamm und betrachtete die ausgelegten Herrlichkeiten. Schokolade konnte er kaufen oder ein Viertel pfund Matzbonbons, die Wahl tat wirklich weh!

Wie er noch überlegte, mußte er wieder an die alte Frau denken: Ob sie noch immer da stand —? Er schaute zurück und sah ihre gebückte Gestalt, und auf einmal kam ihm der Gedanke, ob die alte Frau sich wohl freute wenn die fünf Mark ihr gehörten?

„Sie könnte vielleicht gleich nach Hause gehen und sich etwas Gutes dafür kaufen!“, sprach leise eine bekannte Stimme, „wer weiß wie lange sie noch lebt, und du hättest sie froh gemacht —“

Fritz sprang davon: „Hier, alte Frau!“, er drückte ihr den Fünfmarktschein in die zitterige runzelige Hand.

„Für fünf Mark Streichhölzer?“

„Nein, keine Streichhölzer, die fünf Mark sind für Sie, ich habe sie auch geschenkt bekommen“ — und sprang froh davon.

Jaghaft pocht es an der Saaltür, der fehlende Schutengel schwebt herein. „Ich hab mich leider verspätet —“

„Fritz hat seinem Schutengel wohl wieder Sorgen bereitet —?“

„D nein!“ Des Schutengels treue Augen strahlen, schweigend öffnet er das Buch. Die Schutelfeiten sind gar viele, die fehschreibende Seite trägt das Erlebnis des heutigen Tages. Der Herrgott liebt es, Freudenchein überfließ sein gütiges Angeht.

„Was ihr dem Vermissen meiner Bräute tut“ — und filgt mit einem einzigen Strich die Schuldseiten bis auf die letzte Aufzeichnung; die schimmert wie Gold durch den Himmelssaal. Und drunten auf der Erde kniet ein kleiner Junge in seinem Bett und betet mit dankerfülltem Herzen:

Lieber Schutengel mein,
Laß mich dir empfohlen sein —“

Hauswirtschaftliche Ratschläge.

Antworten.

B. E. B. Wenn der ganze Körper von dem Hautübel befallen ist, so handelt es sich wahrscheinlich um eine Krankheit im Blute und Sie ziehen am besten einen Arzt für Hautkrankheiten zu Rate. Kneipp heilt durch Wasserkur derartige Leiden. Er empfiehlt bei Ausschlag am ganzen Körper: Zweimal in der Woche ein Hemd anziehen, welches in einem Absatz von Heublumen (in der Apotheke erhältlich) getaucht war, und sich so 1 bis 1½ Stunde in eine Wolldecke einwickeln. Ferner in der Woche zwei Halbbäder in der Dauer von zwei Sekunden nehmen. Das Hemd löst die Krankheitsstoffe auf und leitet dieselben aus und zwar vom ganzen Körper. Die Halbbäder kräftigen die Natur, sodass sie die Krankheitsstoffe auszustoßen im Stande sind. Zu dieser Kur werden täglich morgens und abends drei bis vier Köffel voll Tee von Eichenrinde, Salbei und Wermut genommen.

B. S. Füllen Sie in eine Flasche ein Viertel Riter Salmiakgeist und ein Viertel Riter guten Weingeist, setzen Sie eine Handvoll gewöhnliches Kochsalz hinzu und schütteln Sie das ganze hin und wieder auf, bis das Salz gelöst ist. Alle Fettflecke lassen sich mit diesem Mischenwasser aus Kleidungsstücken entfernen; auch Satz- und Teerflecken, wenn dieselben vorher mit etwas frischer Butter aufgeweicht worden sind.

R. Sch. Bis jetzt ist auf Ihre Anfrage noch keine Antwort gekommen, wir wollen noch abwarten.

H. E. Die gefärbte Ledertasche muß zuerst entfärbt werden. Tauchen Sie einen Lappen in Terpentin und reiben Sie das Leder tüchtig ab. Wenn das nicht genügt, nehmen Sie warme Seifenlauge und Bürste und bürsten die Mappe ab. Mit

einem Tuch tüchtig abtrocknen und an der Luft vollständig trocknen lassen. Zum Färben empfiehlt sich nun folgendes Verfahren: Die Tasche streiche man mittels eines weichen Pinsels mit schwarzer, flüssiger Tusche 2-3 mal an. Wenn die Tusche richtig eingetrocknet ist, reibe man die Ledertasche mit einem weichen Tuche blank. Sie sieht dann wie neu aus und färbt nicht ab.

M. W. Bierflecken müssen bei verschiedenen Stoffen verschieden behandelt werden. Während sie aus Seide einem Auswaschen mit Wasser und Spiritus (halb und halb) weichen, entfernt man sie aus Kleidern von farbiger Wolle mit einer Abkochung von Quillharinde. Am besten ist es, wenn man einen Teil Rinde in vier Teilen Wasser 15 Minuten kochen läßt, dies durch ein Tuch feigt und in die lauwarm gewordene Brühe eine saubere Bürste taucht, um damit dann den fleckigen Stoff, den man auf ein reines Brett oder Tischplatte legte, tüchtig zu bürsten. Das Eintauken und Bürsten muß mehrere Male wiederholt werden. Mit demselben Stoffe oder mit einem leinenen Tuche wird dann der Stoff trocken gerieben, zuletzt mit einem heißen Eisen auf der linken Seite geplättet. — Bierflecke aus weißen Cheviotkleidern werden mit Wasser, dem einige Tropfen Salmiakgeist und etwas Soda beigelegt wurden, ausgerieben. Auch hier bügelt man den Stoff auf der linken Seite. Schwarze Herrenanzüge reißt man, so bald sie Bierflecken zeigen, mit verdünntem Salmiakgeist ab.

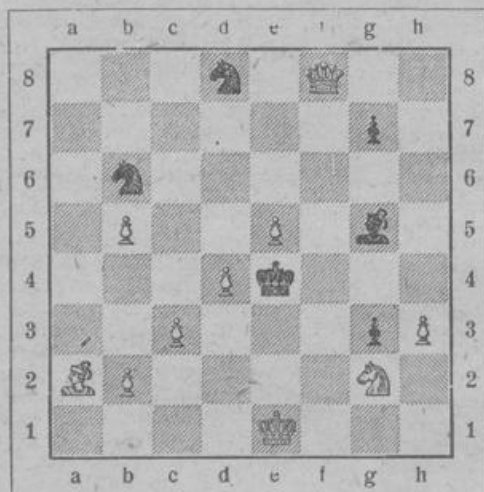
Anfragen.

Wie reinigt man braune Schuhe mit hellen Tuschschäften? **A. M.**
Wie sind Eier vor dem Aufbewahren zu prüfen, ob sie auch wirklich frisch sind. Sind Septembereier geeignet zum Aufbewahren? Was können Sie mir als Frischhaltungsmaterial am besten empfehlen?

Spiel- und Rätsellecke

Aufgabe Nr. 198

von Rohg und Rodelforn
(Britisches Problemturnier 1866).



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Ke1 Df8 La2 Sg2 Bb2 b5 c3 d4 e5 h3
Schwarz: Ke4 Lg5 Sb6 d8 Bg3 g7.

Eine wunderschöne und schwierige Aufgabe, die seinerzeit großes Aufsehen erregte, aber von den englischen Preisrichtern keinen Preis erhielt, weil sie die Berechtigung der Kompagniearbeit nicht anerkennen wollten.

Lösung der Aufgabe Nr. 197

Von Loyd.

Weiß: Ka2 De3 Tf6 Lf4 h3 Sd4
Schwarz: Kd5 Lb7 Bd3 d6 e4 (3 Züge) 1) Se6 Kc6
2) Dc5+!! 1) - Kc4 2) Dc1+ .. 1) - Lbf.
2) Dxe4+ 1) - d2 2) Dc3 ..

Partie Nr. 245

In der Pariser Schacholympiade gespielt.

Weiß: Goshnaw (Spanien). Schwarz: Hagozi (Ungarn).
1) e4 e5 2) Sf3 Sc6 3) Lb5 d6 4) d4 Ld7
5) Sc3 Sf6 6) 0-0 Le7 7) b3 8) exd4 9) Sxd4 0-0
10) Sxc6 bxc6 11) Ld3 Te8 12) Lb2 Lf8 13) f4 g6
14) Df3 d5 15) Lg7 16) e5 Txe5 17) Se2
Te7 18) fxc6 Lg4 19) gxc7 Kh8 20) Dxf6!!
Aufgegeben.

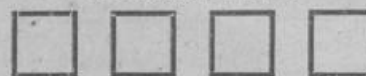
Anm. 1) Diese Methode, die auch Dr. Tarrasch früher bevorzugte, erscheint etwas verfrüht; doch Schwarz beiläufig nicht, Le7 nach f6 zu bringen. 2) Dieser Vorstoß, der das schwarze Spiel befreien soll, gefährdet die Rochade zu sehr. 3) Die richtige Antwort auf das etwas matte Spiel des Gegners. 4) Schwarz sollte die Qualität geben; er durchschaut nicht das elegante Opfer, das ihm droht, und möchte Bf7 retten, der fallen mußte, wenn Sf6 vertrieben wird.

Folgende Partie Nr. 246 wurde in Gessentkirchen gespielt.

Weiß: Bruchhaus. Schwarz: van Nijf.
1) e4 e5 2) Sf3 Sc6 3) Lb5 Sf6 4) 0-0 d6
5) d4 exd4 6) Sxd4 Ld7 7) Sc3 Le7 8) f4? 0-0
9) Sxc6 bxc6 10) Le2 Tb8 11) Lf3 h6 12) b3 c5
13) Lb2 Lc6? 14) e5 Lxf3 15) Dxf1 dxe5 16) fxe
Sh7 17) Tadt De8 18) Sd5 Sg5 19) Dg4 c6

20) Sxe7+ Dxe7 21) Td7 De6 22) Dxd Sxd 23) Txa7 Tbd8 24) Lc3 Sd4 25) Lxd Txd 26) a4 Td2
27) c4 Td3 28) Tf3 Txf 29) gxf Tb8 30) a5 Txb3
31) a6 Txf3?? 32) Tc7 Ta3 33) a7 Kh7 34) Txf7
Kg6 35) e6 h5 36) Tc7 Aufgegeben. (Etwas überraschendes ist diese Partie nicht.)

Streichholz-Aufgabe.



Obige 4 Quadrate bestehen aus 16 Streichhölzchen. Aus diesen 16 Hölzchen sollen nun 5 gleich große Quadrate gelegt werden. Wer vermag dies?

Silben-Rätsel.

bal ber cum de di doll e em fant fen rie gau han hen
in lac lach land lu mett nau ne ni oe ra ra reich scher
statt ster vail.

Aus vorstehenden 31 Silben bilde man 12 Wörter mit folgender Bedeutung: 1. Berliner Vorort, 2. Stadt in Baden, 3. europäischer Staat, 4. türkischer Titel, 5. farthagischer Feldherr, 6. männlicher Personenname, 7. prinzipaler Titel, 8. Herrschergelecht, 9. niederländ. Provinz, 10. Nebenfluß des Rheins, 11. französischer Königsmörder, 12. Ort im Rheinland. Anfangs- und Endbuchstaben der Wörter ergeben, beidemale von vorn nach hinten gelesen, ein Zitat von Goß.

Filder-Rätsel.

